

btb

»Engelszungen« handelt vom Schicksal zweier bulgarischer Familien, deren turbulente Geschichten auch die Geschichte des Landes widerspiegeln, deren Wege sich immer wieder kreuzen, bis die jüngsten Sproßlinge des jeweiligen Hauses in Wien für wenige Stunden aufeinandertreffen. Die Geschichte nimmt ihren Anfang in einem kleinen Städtchen in Bulgarien, wo die Familie Mladenov und Apostolov ihre Schicksale meistern.

Rund um diese Personen reiht sich eine Vielzahl von Geschichten, die oftmals ineinander verwoben sind. Aberglauben, die politischen Umstände und die beständige Suche nach Liebe, Glück, Ruhm und Reichtum treiben die Protagonisten voran. Doch das große Glück ist schwer zu fassen.

DIMITRÉ DINEV wurde 1968 in Plovdiv, Bulgarien, geboren, wo er das Bertolt-Brecht-Gymnasium besuchte. 1990 emigrierte er nach Österreich und studierte in Wien Philosophie und russische Philologie. Seine ersten Veröffentlichungen wurden 1986 in bulgarischer, russischer und deutscher Sprache publiziert. Seit 1992 erscheinen regelmäßig Drehbücher, Übersetzungen, Theaterstücke und Prosa in deutscher Sprache. Mit »Engelszungen« legte Dinev 2003 seinen ersten Roman vor, der von Kritikern und Lesern gleichermaßen begeistert aufgenommen wurde. Dimitré Dinev lebt als freier Schriftsteller in Wien. Zuletzt erschien von ihm der Roman »Zeit der Mutigen«.

DIMITRÉ DINEV BEI BTB  
Ein Licht über dem Kopf (73520)

Dimitré Dinev

# Engelszungen

Roman

**btb**

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

17. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2006  
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © by Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2003  
Umschlaggestaltung: Design Team, München  
Umschlagfoto: buchcover.com  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
MA · Herstellung: sc  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-73316-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/penguinbuecher](http://www.facebook.com/penguinbuecher)

*Für meine Großmutter Kaliopa,  
die bis zum Ende mit einem Kreuz unterschrieb  
und  
für meine Großmutter Dena,  
die immer noch auf ihre gestohlenen Schafe wartet*



## I. *miro*

Miro hatte ein Handy und zwei Flügel.

Seine Flügel waren aus braunem, sein Handy aus schwarzem Marmor. An seinem linken Ohr hing ein silberner Ohrerring, an seinem Hals eine bunte Krawatte. Die Ärmel seines grauen Hemdes waren hochgekrempelt, die Beine seiner Samthose frisch gebügelt. Kein Wind dieser Welt konnte sie aber zum Flattern bringen, denn sie waren auch aus Marmor. So war Miro auf seinem Grabstein abgebildet. Die Flügel über seinen Schultern, das Handy in seiner Rechten stand er da, und weder Hitze noch Kälte, weder Sonne noch Regen konnten etwas an ihm ändern. Nicht einmal die Menschen konnten das. Denn sein Grab befand sich in einer der prominentesten Alleen des Wiener Zentralfriedhofes.

Von bester, ehrenwertester Gesellschaft war er umgeben. Eine donauschwäbische Dichterin, deren Stimme, seit vielen Jahren still geworden, nur noch wie ein unterirdischer Fluß dahinfloß, lag neben ihm. Auch einige verwitwete Gräfinnen lagen neben Miro, die sich ihrer Witwenschaft nun endlich in der Erde entledigen konnten, so wie die k.u.k. Offiziere ihrer Orden. Denn es lagen dort auch k.u.k. Offiziere, zerstreut um Miro wie große Granatsplitter. Ein k.u.k. Oberstleutnant der Artillerie, der keine Kanonen mehr hören konnte, ein k.u.k. Generalstabsarzt, der seine Taubheit nicht mehr zu behandeln brauchte. Ein k.u.k. wirklicher Geheimrat. In Wirklichkeit lag er da, und nun endlich so geheim, wie er es zu Lebzeiten nie gewesen war. Sogar der technische Direktor der Wiener Bestattung ruhte nicht weit von Miro entfernt, als ob er sich in alle Ewigkeit vergewissern wollte, daß mit Miros Grab alles in

Ordnung war. Umgeben von Künstlern, Offizieren und hohen Beamten, von Leuten, die die österreichische Geschichte stumm, doch verlässlicher als jedes Lehrbuch widerspiegeln, ruhte Miro.

Er war kein Österreicher. Auch war er weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg, sondern erst vor kurzem, nämlich am 24.12.2000, gestorben. Wie konnte er einen so prominenten Platz einnehmen? Wer war er?

Über Miro wußte man zu seinen Lebzeiten nicht viel. Man wußte nur, daß er in Jugoslawien geboren war. Man kannte aber weder seinen Geburtsort noch seine Eltern. »Eine Jungfrau hat mich geboren«, liebte er über seine Herkunft zu sagen, aber noch lieber beschimpfte er die, die sich dafür interessierten, denn schimpfen konnte er in allen Sprachen entlang der Donau.

In Wirklichkeit hatte ihn seine Mutter im Gefängnis von Novisad empfangen, was auch einem Wunder glich. Denn sie war nur von Stein, Eisen und Frauen umgeben. Manchmal wurde sie noch vom Regen, manchmal vom Wind berührt. Sonst augenscheinlich von niemandem. Es kamen also nur ein paar von den ganz hohen Beamten in Frage. Da sie sich aber selber nicht sicher war, welcher von ihnen sie geschwängert hatte, entschied sie sich für den Allerhöchsten.

»Was lacht ihr! Gott hat mich befruchtet, ihr Huren!« sagte sie zu ihren Knastschwestern. Sie wurde vorzeitig entlassen, weil ihr Bauch immer runder und größer wurde und drohte, die Gesetzgebung zu sprengen. Denn in ihr lebte ein Wesen, das noch kein irdisches Gericht verurteilt hatte. Also war sie selbst zur Hälfte unschuldig. Man ließ sie in die freie Welt hinaus. Unschuldig, wie sie war, hätte sie einen unschuldigen Ort gebraucht, um neu anfangen zu können, aber wo findet eine

Frau mit Kind einen solchen Ort in der freien Welt. Wie konnte sie neu anfangen, in einer Welt, in der alles längst angefangen hatte?

Drei Jahre später wurde sie in eine psychiatrische Anstalt eingeliefert, weil sie ihrem Sohn Miro Dornenkronen geflochten und auf den Kopf gedrückt hatte. Dort war sie dann in religiösem Wahn gestorben. Sie hatte die Wände des Zimmers mit ihrem Blut vollgeschrieben. Nur ein einziges Wort hatte sie geschrieben, unzählige Male, vom Boden bis zur Decke hinauf. Das Wort »Miro«.

So wuchs Miro auf, ohne ein Zuhause zu kennen. Seine Verwandten waren der Himmel, ein mit Gras überwucherter Hof und die rostigen Zäune des Kinderheims. Seine Geschwister waren verrottete Waisenkinder, seine Mutter unter der Erde, sein Vater der Staat. So hörte er es von den Lehrern. Miro kannte ihn nicht, diesen Vater, weil er ungreifbar fern war. Dafür waren die Lehrer nahe. Sie griffen ihn an den Ohren und zogen daran. Im Auftrag des Vaters natürlich. Fremde Leute konnten ihn jederzeit angreifen, und er konnte sich nirgendwo verstecken. Also begriff Miro, daß er kein Zuhause hatte. Ein Leben als ewiger Gast stand ihm bevor.

»Wir sind alle nur Gäste auf dieser Erde«, tröstete ihn der Heizer Dragan. Miro besuchte ihn oft im Keller, saß auf seinem eingesunkenen Bett, aß von seiner Blutwurst, roch gebratene Quitten und sah ihn Sliowitz aus einer unerschöpflichen Flasche trinken. Es schien ihm, daß Dragan gar keinen Sliowitz trank, sondern flüssig gewordene Diamanten, die sich ganz schnell seines Inneren bemächtigten und aus seinen Augen glänzten. Ein Mensch wie ein Edelstein. Miros einziger Schatz. Versteckt im Keller des Heimes. Miro hörte das Brummen des Kessels und die Stimme des Heizers, die in seiner Kehle auch zu brennen schien, und ihm wurde wärmer und

wärmer. Nur bei Dragan hatte er Ruhe. Und diese Ruhe schmeckte nach Blutwurst, roch nach gebratenen Quitten, war weich, war nachgiebig wie ein eingesunkenes Bett und brannte und wärmte wie seine Stimme.

»Wir sind alle nur Gäste auf dieser Erde«, sprach wieder einmal Dragan.

»Ja, Gäste«, hatte Miro bestätigt und war noch in derselben Nacht aus dem Heim geflohen. Einen Beutel gebratener Quitten am Rücken, ein fünfzehnjähriges Herz in der Brust, ein leises Lied auf den Lippen. »Meine Mutter ist unter der Erde, mein Vater ist der Staat. Egal, wo ich hingehe, bin ich zuhause. Egal, wo ich ankomme, bin ich ein Gast«, so sang er oder er summte. Denn die Welt sollte von ihm hören.

Jahre später war Miro als Gastarbeiter nach Wien gekommen, war schnell Besitzer von Gasthäusern geworden und oft Ehrengast bei Hochzeiten gewesen. Nun war er wieder einmal Gast, diesmal bei Gott. Aber was sollte dort schon anders sein für Miro. Ein Gast war er immer gewesen.

Er hatte alles aufgegeben und dafür zwei Flügel bekommen. Nur sein Handy wollte er mitnehmen. Mit ihm wurde er begraben. Eine Woche lang klingelte es unter der Erde, so gesucht war Miro, so viele Leute brauchten ihn. Kein Wunder, denn in seinen letzten beiden Lebensjahren hatte er so vielen Einwanderern geholfen wie keine Menschenrechtsorganisation in zehn. Und er tat es weiter.

»Was macht dieser Tschusch auf unserem Friedhof? Schaut's wie groß sein Grabstein ist. Einen zentralen Platz hat er auch noch. Eine Frechheit, einem Ausländer so einen Platz zu geben! Sterben dürfen sie hier, aber dann sollte man sie nach Haus schicken. Woher nimmt er die Kohle für so ein Grab?« fragten sich aufgeregte Einheimischen und versuchten, die kyrillische Schrift auf dem Grabstein zu lesen. »Der

war doch hundertprozent ein Mafioso», gaben sie sich selbst die Antwort und hinkten weiter, um die verwachsenen Gräber ihrer Verwandten zu suchen.

Miro stand da mit seinem Handy und seinen zwei Flügeln, hörte ruhig zu und schwieg. Er war ihnen nicht böse, denn ein Gauner war er auch gewesen. Aber nicht deswegen war sein Grabstein groß und aus Marmor und nicht deswegen lagen immer so viele frische Blumen vor ihm. Man konnte beobachten, wie Menschen verschiedener Völker immer wieder an sein Grab kamen, eine Weile vor ihm stehenblieben und ihre unsicheren Schatten auf den Grabstein legten. Danach nahmen sie sie wieder mit, legten statt dessen Blumen darauf und gingen. Ihre Schatten schienen viel fester und dichter geworden zu sein, ihre Gesichter viel heller. Die meisten hatten ihn nicht gekannt, aber auch sie hatten von Miro erfahren. Sie hatten erfahren, daß er, obwohl tot, der einzige in diesem Land war, der den bedürftigen Einwanderern half. Man mußte ihm nur Blumen bringen und ihn darum bitten. Sie hatten zuerst darüber gelacht und gescherzt, aber irgendwann, als sie nichts mehr zu lachen und zu hoffen hatten, hatten sie Blumen gekauft oder sie einfach in einem der zahllosen Parks abgerissen und hatten sein Grab gesucht. Sie suchten und suchten, mit ängstlichen Augen, schwankenden Schritten und unsicheren Schatten, bis sie es endlich entdeckten. Miro stand vor ihnen mit seinem Handy und seinen zwei Flügeln und wartete. Sein Handy läutete nicht mehr, aber er erhörte sie.



## *II. svetlo*

Der 30.12.2001 war ein klarer und kalter Tag. Wien hatte endlich wieder eine Sonne und einen Himmel über sich. Die Sonne wärmte nicht, und der Himmel war blaß, als ob der frostige Wind die schöne Farbe abgerieben hätte. Was er mit dem blauen Staub vorhatte, verriet er nicht. Vielleicht wollte er ihn unter allen Meeren, Seen und Flüssen verteilen, vielleicht aber nur der Donau schenken, damit sie wieder blau floß. Die vereisten Lacken auf den Straßen waren noch weißer geworden. Sie ähnelten nun vom Himmel gefallenen Wolken. Man konnte darauf steigen, ausrutschen und so im Himmel ankommen. Aber kein Mensch wollte dieses Angebot annehmen.

Nicht, daß es keine Menschen gab, die nicht sterben wollten. Gewöhnlich waren es viele, die in der Zeit von Weihnachten bis Silvester den Gedanken an einen erlösenden Tod durch die feierlich dekorierten Wiener Straßen mit sich schleppten. Der Gedanke war mittlerweile Teil des Festes geworden. Wie die vielen Geschenke. Eine Art innerer Christbaumschmuck. Rund wie die Kugeln und brennend wie die Kerzen. Man dachte an den Tod, aber man übersah das großzügige Angebot der vereisten Wolken und dachte lieber an einen Selbstmord. Man wollte weiter alles in der Hand haben. So war man gewohnt zu denken. Man hatte ja auch bis vor kurzem gedacht, das Leben fest in der Hand zu haben. Also übersah man die Wolken und dachte daran, sich mit Gas oder Schlafmittel zu vergiften, sich aus Fenstern oder von Felsen zu stürzen, sich aufzuhängen oder zu erschießen, oder einfach besoffen ins Auto zu steigen, auf das Gaspedal zu drücken und irgendwann das Lenkrad, so wie vorher das Leben, aus der Hand zu geben.

Mit ähnlichen Gedanken beladen, schlug sich auch Svetjo den ganzen Vormittag durch die frostigen Straßen. Er hatte aber kein Auto, in das er sich setzen und so dem Tod entgegen fahren konnte. Er hatte keine Pistole, keine Schlafmittel und keinen Gasherd zu Hause. Zwar hatte er einen Strick, aber der Plafond seiner Wohnung war zu niedrig. Sich in einer fremden Wohnung oder in einem Park aufzuhängen, fand er zu theatralisch und unverantwortlich. Sich aus dem Fenster zu stürzen, war sinnlos. Seine Wohnung lag ebenerdig. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Selbstmordgedanken wie eine glänzende Verpackung wegzuwerfen und die Verzweiflung mit sich herum zu tragen.

Es war 11 Uhr, als er sich vor dem Riesenrad im Prater wiederfand. Er war ziellos gegangen, und doch hatten ihn seine Schritte vor dieses große Rad geführt. Es drehte sich langsam. Ab und zu blieb es stehen, danach drehte es sich wieder. Svetjo näherte sich ihm langsam, blieb stehen, dachte. War das das Rad des Schicksals? Man steigt ein, hebt ab, wirft einen Blick auf die Welt, und schon geht es wieder hinunter. Für Erwachsene kostete es 80 Schilling. Von einem Schicksalsrad konnte also nicht die Rede sein. Es war voll mit japanischen Touristen. Touristen hatten gewöhnlich auch bessere Schicksale. Das Riesenrad war für Touristen gedacht. Kein Schicksalsrad also, sondern ein Rad für bessere Schicksale. Svetjo war kein Tourist. 80 Schilling zu bezahlen, nur um Wien von oben kennenzulernen, war für ihn, der die Stadt so gut von unten her kannte, lächerlich. Lächerlich auch, das Schicksal mit einer Touristenattraktion zu vergleichen. Lächerlich kamen Svetjo alle seine Gedanken vor. Sie drehten sich langsam. Ab und zu blieben sie stehen. Danach drehten sie sich wieder. Menschen mit besseren Schicksalen stiegen ein und aus, aber auch bessere Zeiten und bessere Orte. Wenn er nur zu denken aufhören könnte. Svetjo zählte nochmals sein

Geld. Es waren 300 Schilling. Es war nicht allein die Summe, die ihm Sorgen bereitete, sondern die Zeit, in der er mit diesem Geld auskommen mußte. Ein Tag wäre kein Problem, eine Woche auch nicht, aber Svetjo hatte ein ganzes Leben vor sich und keine Ahnung, wann er wieder zu Geld kommen würde. Es war weder die Summe, noch der Tag, noch die Woche das Problem, sondern das Leben. Und je länger er sich dieses Leben vorstellte, desto weniger wurden seine 300 Schilling. Deswegen versuchten seine Gedanken, die Länge des Lebens an diese Summe anzupassen. Er war schon oft ohne Geld gewesen. Er kannte diesen Zustand gut, hatte oft darüber nachgedacht, gelacht, und nie war ihm sein Leben damals lang vorgekommen. Was hatte sich nun geändert? Eigentlich nichts, außer, daß er nicht mehr darüber lachen konnte. Vielleicht war er deswegen in den Prater gekommen. Er schickte seinen Blick auf die Suche nach etwas Lustigem. Der Platz neben dem Riesenrad war leer. Nur auf einer Bank war ein eingenickter Herr zu sehen. Er hatte wahrscheinlich getrunken, sich danach ein Langos gekauft, sich hingesetzt, einen Bissen gemacht und war eingeschlafen. Das Langos hielt er noch in der Hand. In seinem grünen Trachtengewand wirkte er wie ein bemooster Stein, aus dem das Langos wie ein großer Pilz sproß. Svetjos Blick durchkämmte den Platz, streichelte sanft über den Steirerhut des Eingeschlafenen wie über einen fernen Hügel, stieg dann in die Höhe und blieb in den leuchtenden Buchstaben einer Inschrift wie in einem Netz hängen. »Casino Casablanca« leuchtete es vor seinen Augen. Die hellen Buchstaben trafen Svetjos Seele wie Blitze die nächtliche Erde. Das ist ein Zeichen dachte er. »Ich habe 300 Schilling. Mehr als 300 Schilling bedeutet auch mehr Leben. Wenn ich gewinne, ist es gut. Wenn ich sie heute verliere, ist es egal. Denn wenn nicht heute, dann gehen sie mir morgen aus. Es ist einfach, es ist sehr einfach«, dachte er weiter. Kurz danach stand er in der Spielhalle.

Drinnen war es Nacht. Nur die Spielautomaten leuchteten und zeigten einem den Weg. Schön nebeneinander gereiht, eine Reihe gefallener Sterne. Nahe und greifbar. Vor einigen saßen Leute. Manchmal sprachen sie mit ihnen, beteten zu ihnen, streichelten und küssten sie. Manchmal schimpften sie mit ihnen, drohten, rüttelten und schlugen sie. So wie man es eben mit den eigenen Sternen macht. Die Erzeuger der Firma Novomatic wußten, wie unzufrieden und widersprüchlich die Seele war und wie leichtsinnig und gewaltsam der Mensch mit seinem Stern umgeht. Also bauten sie die Spielautomaten robust und geduldig. Sie ertrugen fast alles, was in einem Menschenherzen geboren werden konnte. Sie waren ja auch nicht allein. Stets in ihrer Nähe stand das Casinopersonal. Männer in schwarzen Hosen, roten Sakkos, weißen Hemden mit eingeschlafenen schwarzen Maschen und wachen Augen in verschiedenen Farben. Sie umsorgten Automaten und Spieler. Den Zorn der Spieler milderten sie mit kostenlosen Weinen und Bränden, ihren Eifer stärkten sie mit Kaffee, Tee und Säften. Wenn mancher Zorn zu groß für die kleine Halle war, dann wurde dessen Verbreiter von ihren schnellen Händen gepackt und auf die Straße gesetzt, um mit den echten Sternen zu hadern.

Svetljo blickte in diese verfrühte Nacht und suchte seinen Glücksstern. Vor einem Pokerautomaten blieb er stehen. »Laß mich gewinnen«, sagte er zu ihm. Der Automat schwieg, schien aber einverstanden zu sein. Denn so war er geschaffen. Svetljo setzte sich, schob 100 Schilling hinein, spielte, verlor sie, seufzte, spielte trotzdem weiter und hoffte, bis er alles verloren hatte. Erst dann spielte er nicht mehr und war wieder verzweifelt. Denn so war er geschaffen. Er starnte auf den Automaten und schwieg.

»Einen Kaffee für den Herrn?« nahm er eine Stimme, dazu ein rotes Sakko, eine schwarze Masche und einen hellen

Schnurrbart wahr. Zwei blaue Augen ohne Wimpern boten sich ihm an. Zwei kleine Bühnen, die längst keine Vorhänge zu brauchen schienen, da sie nie leer wurden.

»Ich hab' verloren«, sagte Svetjo leise.

»Ich hab's gemerkt.«

»300 Schilling hab' ich verloren.«

»Hätten Sie mehr gehabt, hätten Sie die auch verloren.«

»Kann man hier denn nie gewinnen?« schaute Svetjo wieder auf die Bühnen.

»Nie. Man kann nur verlieren.«

»Wieso kommen dann die Leute her?«

»Weil sie verloren sind.«

»Sind das viele?«

»Sehr viele.«

»Warum sind so viele Menschen verloren?«

»Weil sie verzweifelt sind.«

»Und sie wissen, daß sie hier nicht gewinnen können?«

»Sie wissen es.«

»Warum gehen sie dann nicht woanders hin?« fragte Svetjo nach einer Pause.

»Sie gehen auch woanders hin, aber die Verzweiflung bleibt... Ich bringe Ihnen einen Kaffee. Das tut gut«, sagte der Mann, und seine Worte rochen leicht nach Rum, nach Tabak und nach Fisch, so wie Matrosen, die lange durchs Meer geschaukelt wurden. Svetjo sah einen dunkelroten Rücken und einen hellen Hinterkopf wegziehen und nach einer Weile, als ob das Segel gewechselt worden wäre, eine weiße Brust, einen hellen Schnurrbart, blaue Augen und eine Tasse Kaffee zurückkommen. Svetjo bedankte sich, machte einen Schluck, seufzte.

»Das war mein letztes Geld.«

»Ich hab's mir gedacht«, meinten Mann, Meer und Fisch in einem.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Ich kann Ihnen vielleicht helfen.«

»Mir kann nur ein Wunder helfen. Es tut aber gut, mit Ihnen zu reden. Wie heißen Sie?«

»Lukas. Ich bin Pole. Polen reden gern. Am liebsten aber über Wunder. Haben Sie schon von Miro gehört?«

»Nein.«

»Er wird Ihnen helfen«, sagte Lukas, den Kopf über Svetljo gesenkt. Meer und Fisch schwiegen. Svetljo konnte sie nur riechen.

»Warum sollte er?«

»Sie sind ein Ausländer. Sie haben kein Geld. Sie haben keine Arbeit und sie sind verzweifelt. Wahrscheinlich sind Sie auch illegal hier. Da kann nur Miro helfen«, sprach Lukas leise, wie aus dem Bauch eines Fisches.

»Wer ist Miro?«

»Ein Engel. Er hat vielen geholfen.«

»Sagen Sie schnell, wo ich ihn finden kann«, sprang Svetljo auf.

»Auf dem Zentralfriedhof. Dort liegt er.«

»Hören Sie auf. Sie machen sich über mich lustig.«

»Nicht im geringsten.«

Svetljo blickte wieder auf die zwei Bühnen, was aber dort gerade aufgeführt wurde, konnte er nicht sagen. Sie standen nur offen und beleuchtet.

»Er ist doch tot, oder?« fragte er leise.

»Ich sagte doch, er ist ein Engel.«

»Ein Toter soll mir helfen?«

»Wenn's die Lebenden nicht tun!«

»Lukas, Sie sind ein Spaßvogel«, sagte Svetljo lachend.

»Ich bin ein Pole. Polen reden am liebsten über Wunder«, antwortete Lukas ernst.

»Tut mir leid, aber den Blödsinn glaube ich nicht.«

»Sie brauchen nicht zu glauben. Sie brauchen nur an sein Grab zu gehen und ihm Ihre Lage zu erklären. Man findet ihn leicht. Er liegt nicht weit von der Kirche.«

»Danke, Lukas. Es war nett, mit Ihnen zu reden, aber ich muß jetzt gehen«, sagte Svetljo, von einer Unruhe erfaßt. In seinen Ohren ein fernes Meeresrauschen, in seiner Seele Wind. Er ging schnell zur Tür.

»Probieren Sie es, und bringen Sie ihm eine Blume, wenn Sie können. Miro liebt Blumen«, folgten ihm Lukas' Worte auf die Straße wie Möwen.

»Ein Verrückter! Gut, daß ich weg bin. Verrücktheit ist ansteckend«, dachte Svetljo. Draußen war wieder Tag. Der Platz war leer, die Uhr zeigte 11 Uhr 30. Der Mann in Grün schlief immer noch, das Riesenrad drehte sich, der Wind wehte, Svetljo dachte. »Klar wird man irre, wenn man die ganze Zeit im Dunkeln verbringt. Und was er mir für Geschichten erzählt. Was glaubt er? Nur weil der Papst auch ein Pole ist, hat er einen heißen Draht zum Jenseits. Ich kenne genug Polen. Aber noch keiner hat mich zu einer Leiche geschickt. Ich habe mit ihnen Gräber und Grabsteine geputzt, das schon. Aber daß sie von einem Toten Hilfe erwartet hätten, ist mir nicht aufgefallen. Bezahlt haben uns immer Lebende. Dieser Lukas hat mir gerade noch gefehlt! Ein Wahnsinniger! Am besten, ihn gleich vergessen und an etwas anderes denken.« Aber woran sollte Svetljo denken. Vorher hatte er an die 300 Schilling gedacht. Jetzt hatte er sie nicht mehr. Er hatte auch an das Riesenrad gedacht. Jetzt war es weit hinter ihm. Danach hatte er an das Casino Casablanca gedacht und drinnen wartete Lukas. Er hatte auch über sein Leben nachgedacht. Nun dachte er weiter darüber nach und da wartete wieder Lukas, war Pole und sprach am liebsten über Dinge, die man am besten gleich vergessen hätte. Aber Svetljos Augen hatten sie nicht vergessen und während er den Stadtpark durchquerte,

hielten sie Ausschau nach Blumen. Seine Hände hatten sie auch nicht vergessen, denn sie griffen nach einem stacheligen Zweig, auf dem kleine rote Früchtchen schimmerten, und rissen ihn ab. Am wenigsten hatten sie aber seine Füße vergessen, denn sie führten Svetljo zu der Haltestelle der Straßenbahnlinie 71. »In der Früh wollte ich mich umbringen. Jetzt fahre ich zum Friedhof. Ich wollte tot sein, um meine Probleme zu lösen. Jetzt soll ein Toter das für mich tun. Und all das verdanke ich einem Polen. Ich muß verrückt sein. Nein, ich bin nur verzweifelt«, sagte sich Svetljo in der Straßenbahn. »Ich muß sehr verzweifelt sein«, verbesserte er sich nochmals. Die Straßenbahn fuhr und fuhr. Die, die einstiegen, wurden immer älter und älter, der Friedhof kam immer näher und näher.

Älter wurde auch Svetljo, als er den Friedhof betrat. Seine Füße wurden unsicher, seine Hände schwer, seine Augen schlechter, sein Gesicht blaß, sein Körper beugte sich nach vorne, wie von einem unheilbaren Leiden gezeichnet. Man wurde automatisch älter, wenn man am Friedhof ankam. Als ob man den Neid der Toten fürchtete. Aber sie waren nicht neidisch. Sie ließen Gras über ihre Gräber wachsen, Staub und Dreck ihre Steine bedecken, Vögel und Fliegen sich auf ihren Stätten niederlassen, Ameisen und Käfer sie bewandern. Sie vermehrten sich wie die Lebenden, ließen aber alles zu, waren still und mit allem zufrieden. Auch mit dem frostigen Wind, der sich gerade aus Svetljos Augen Tränen, aus dem Zittern seines Körpers Mut und aus seiner rinnenden Nase die Kindheit holte. Also alles, was er zum Spielen brauchte. Svetljo gewann er jedenfalls nicht als Freund. Svetljo haßte ihn. Svetljo haßte ihn seit dem ersten Tag, an dem er nach Wien gekommen war. Es war ein alter, ein unüberwindlicher Haß. Er ging durch die Alleen, versuchte, sich vor ihm zu verstecken, aber umsonst. Der Wind machte ihn überall ausfindig.

Die Sonne schien, aber sie berührte die Erde mit kalten, gelben Fingern, um ein paar Schatten zu zeichnen, die verliesten Lacken zu polieren und einige Augen zum Zucken zu bringen. Svetljo schien sie ein gelber Stein mitten in einem blauen Friedhof. Svetljo hatte aber im Himmel nichts zu suchen. Er suchte ein Grab auf Erden. Und da gab es viele. Und der Scheißpole hatte ihm nur gesagt, in der Nähe der Kirche. Und der Wind wehte. Eine windige Sache das Ganze. Die feuchten Augen auf die Namen gerichtet, segelte Svetljo an den Gräbern vorbei. Gereiht und reglos waren sie, wie auf Sand gezogene Boote. Sein Körper schaukelte, seine Nase tropfte, sein Mantel flatterte. Svetljo beschimpfte alle Winde, alle Friedhöfe und einen Polen. Laut und hemmungslos schimpfte er, wie ein Matrose. »Einen vergrabenen Schatz findet man leichter als einen begrabenen Engel. Nur einen größeren Trottel als mich findet man schwer«, dachte Svetljo und schaute, wie weit er mit Hilfe des Windes spucken konnte. Seine Spucke überflog zwei Gräber und fiel auf das dritte. Svetljo maß die Entfernung mit Schritten, war zufrieden, sammelte wieder Speichel, warf einen Blick auf den Grabstein, sah viele Blumen, ein Handy, zwei Flügel, las Miro darüber, schluckte Speichel und Zorn, schaute schuldlos auf den Stein, spürte weder Kälte noch Scham und war bereit, mit jedem Engel zu reden.

»Lukas schickt mich zu dir«, begann Svetljo, Augen und Seele Miro zugewandt. Er konnte sich nicht erinnern, jemals einen Engel getroffen zu haben, aber das Gesicht von diesem kam ihm bekannt vor. Er war überzeugt davon, ihm schon einmal auf Erden begegnet zu sein. Wo war das? Wo...? Aber klar doch. In Prag. 1990 war das. Auch im Dezember. Damals saß er mit Freunden im Kellerlokal des bulgarischen Klubs, aß Moussaka, trank Wein und fühlte sich himmlisch wohl, obwohl er damals noch kein Engel war. »Ach, Miro, Miro!

Warum müssen wir uns gerade hier wiedersehen? Erinnerst du dich noch an mich? Ich bin Svetljo. Wir saßen an einem Tisch damals. Ich und mein Freund Sascho. Wir wollten nach Österreich, und du hast uns gesagt, wo die Grenze am wenigsten bewacht ist. Ich hab' mir damals deinen Namen nicht gemerkt. Endlich weiß ich ihn. Nicht schlecht, was aus dir geworden ist. Nicht schlecht. Aber aus mir ist nichts geworden, Miro, nichts! Schau, nicht mal eine Blume konnte ich dir kaufen. Ich hab' den Zweig vom Park mitgehen lassen. Lukas hat gemeint, du kannst mir helfen. Diese Polen kennen sich überall aus. Geh zu ihm, sagte er, und erzähl ihm von dir. Na gut, dann hör zu. Ich erzähl' dir jetzt alles. Ich weiß nicht, warum ich so bestraft werde. Vielleicht wegen meinem Vater. Habe ich dir von ihm erzählt? Jordan heißt er...« Der Zweig rutschte aus Svetljos Händen und machte sie frei für die Höhen und Tiefen seiner Geschichte.

### **III. iskren**

Am liebsten wäre Iskren an einem anderen Tag, in einer anderen Stadt, in einem großen Bett und neben einer schönen Frau aufgewacht. Statt dessen wachte er neben einer Fliesenwand, in einem Klo und in derselben Stadt auf, und es war der 30.12.2001. Die Fliesen waren nicht schön, das Klo war klein, und die Stadt hieß Wien. Wien ist eine Stadt, in deren Toiletten viel geschnarcht und viel geträumt wird. Die Wiener Klos beherbergen Menschen ohne Dach, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Papiere, ohne Hoffnung, ohne Ziel und ohne Heimat. In den kalten Nächten öffnen sie sich für nur fünf Schilling wie Herzen, schließen einen warm in sich und lassen ungestört von einem Dach, von Freunden und von Geld träumen. Die Menschen, denen die Klos als Schlafraum dienen, werden immer mehr, die Wiener Klos sind nachts immer öfter besetzt.

Am Morgen des 30.12. krähten keine Hähne in Wien, sondern es knarrten die Klotüren. Aus den Toiletten der Bahnhöfe Wien West, Wien Nord, Wien Süd und Wien Mitte kamen österreichische Staatsbürger dem Tag und dem Staat entgegen. Iskren kam aus der Schottentor-Toilette. Er war kein österreichischer Staatsbürger, aber er war gerade im Begriff einer zu werden. Deswegen ging er gleich zu Wolfi, einem Freund, den er aus besseren Zeiten kannte. Deswegen hatte er gestern sein letztes Geld vom Konto abgehoben. Es waren 10000 Schilling. Das war zu wenig. Iskren wußte es. Es hatte aber auch bessere Zeiten gegeben. Wolfi mußte das wissen. So hoffte Iskren. Deswegen klingelte er schon um 7 Uhr früh an seiner Tür.

Doch Wolfi wollte nichts von Iskren wissen. »Die Zeiten sind schlecht«, meinte er. Das Geld war ihm zuwenig, Iskren zu heiß. »Für 10 000 kriegst du heute nicht mal einen falschen italienischen«, sagte er. Iskren wollte einen österreichischen. Italienische Papiere brachten Unglück. »Vergiß es! Unter 50 Blauen geht gar nichts. Und das ist schon ein Freundschaftspreis.« Wolfi wollte noch etwas erwähnen, aber etwas anderes kam ihm in den Sinn. »Du stinkst ja furchtbar«, sagte er. So sollte man nicht mit Freunden reden, Wolfi. »Ich soll mich doch anpassen. Und Österreicher stinken. Wußtest du das nicht, Wolfi? Du hast vieles vergessen, Wolfi, vieles«, sagte Iskren. Nichts hatte Wolfi vergessen, nichts. »Entschuldigung«, sagte er, und es tat ihm auch wirklich leid. Iskren sollte ihm zuhören. Aber Iskren wollte nichts hören. »Ich brauche den Paß. Ich werde später zahlen. Du kennst mich doch«, unterbrach er ihn.

»Die Geschichte mit Wolodja ist seit zwei Wochen in den Zeitungen. Wolodja ist ein Genie, das gebe ich zu, aber die Welt besteht aus Dummheit, und mit Dummheit kennt sich die Polizei am besten aus. Kaum passiert Wolodja was Dummes, ist sie auch schon da und holt ihn. Nun sucht sie nach seinem bärtigen Partner. Und was machst du? Du rasierst deinen Bart, kommst zu mir, hast beschissene 10 000 Schilling und glaubst, weil es kurz nach Weihnachten ist, darfst du dir einen österreichischen Paß wünschen. Jeder an meiner Stelle würde die Hände von dir lassen. Man würde dir nicht mal die Tür aufmachen. Ich aber mache dir die Tür auf, mache dir Kaffee, mache dir einen Spottpreis und du, statt danke zu sagen, machst du mir Vorwürfe. 50 Blaue, und du bekommst den Paß. Vorher laß dich hier bitte nicht mehr blicken.«

Es tat weh, Wolfis Worte zu hören, Wolfis warme Wohnung zu verlassen, wieder durch Wien zu wandern und sich einen Paß zu wünschen. Iskren tat es weh zu hören, zu ver-

lassen, zu wandern und zu wünschen. Wie weh das Wünschen tat. Denn Iskren wünschte sich vieles.

Er wünschte sich, nie erfahren zu haben, daß die Polizei schon in seiner Wohnung gewesen war. Denn dort lagen sein Geld, seine Papiere und seine Freundin. In einer anderen Wohnung sollte eigentlich auch Geld von Iskren liegen. Es lag gewöhnlich unter einer Matratze, auf der Matratze Gabor, und neben Gabor lag gewöhnlich dessen Ehefrau Emma. Das Geld war sicher noch dort, auch Gabor. Nur Emma nicht. Die Polizei hatte sie in Iskrens Wohnung gefunden und zum Verhör mitgenommen. Also war Gabor allein mit dem Geld. Es war sicher ungewöhnlich für ihn, so allein zu sein, aber es war logisch. Lag neben Gabor aber keine Ehefrau, sollte auch Iskren lieber kein Geld unter seiner Matratze suchen. Es war ungewöhnlich schlecht für Iskren, aber es war logisch.

Iskren wünschte sich mit all dem, was unter und auf dieser Matratze gelegen war, nie zu tun gehabt zu haben. Viele Wünsche hatte er, aber am meisten wünschte er sich, Wolodja nie getroffen zu haben. Wie weh das Wünschen tat. Iskren sollte weniger wünschen, dann würde er auch weniger leiden. Er sollte endlich damit aufhören, Dinge ungeschehen machen zu wollen. Es brachte ihm nichts. Er sollte sich lieber konzentrieren. Gut. Er hörte damit auf, er konzentrierte sich. Es war 8 Uhr 30, und er stand vor der Oper. Und er wünschte sich nur noch eines: einen österreichischen Paß. Dafür brauchte er noch 40 000 Schilling. Ein Bad und ein Bett wünschte er sich auch. Also Bad, Bett und Bares war alles, was er sich wünschte. Iskren dachte gleich an Agop. Gut war Agop, ein Armenier war Agop, ein Bad und ein Bett hatte Agop. Zehn Tage lang hatte Iskren die Wärme seiner Wohnung, die Speisen seiner Frau, das Lachen seiner Kinder und die Weichheit seines Bettes genossen. Danach mußte er gehen. Zu gefährlich war es Agop, er hatte eine Familie. Iskren sollte verstehen.

Iskren hatte verstanden und war seitdem auf der Straße. Keiner wollte ihn haben. Allen war er zu gefährlich. Keiner hatte ihm Bad und Bett angeboten. Außer Agop, der Gute, der Armenier. In seiner Arbeitszeit verkaufte Agop Pizzastücke, Getränke und Kebap am Bahnhof Wien Mitte. In seiner Freizeit Zigaretten und Kaviar in ganz Wien. Mit dem, was er in seiner Arbeitszeit verdiente, konnte die Familie in Wien bleiben, mit dem, was er in seiner Freizeit verdiente, konnte sie leben, so erzählte er. Bescheiden lebte Agop. Seine Kinder aßen keinen Kaviar, seine Frau rauchte nicht. Also ein bißchen Bares mußte er haben. An wen sollte Iskren jetzt denken, wenn nicht an Agop. An seine Arbeit dachte er und an seine Freizeit. Gut war Agop und auch bescheiden, ein Bett hatte Agop und auch ein Bad und vielleicht auch ein bißchen Bares. Iskren dagegen hatte keine Zeit zu verlieren. Er war konzentriert. Es war 8 Uhr 37. Zwischen 7 und 19 Uhr war Agop, Gott sei Dank, an Wien Mitte gebunden. Iskren lief dorthin, atmete viel kalte Luft ein, viel warme aus, und schon stand er dort, die Kälte im Inneren, außen der Schweiß. Agop verkaufte Pizzastücke, Getränke und Kebap. Ein Kunde kaufte gerade zwei Kipferl. Iskren hatte nicht gedacht, daß Agop auch Kipferl verkaufte. Agop verkaufte die Kipferl und dachte nicht an Iskren, er dachte lieber an seine Familie. »Du weißt doch, wie schwer es ist, hier zu bleiben. Ein Fehler, du wirst abgeschnitten, und die ganze Mühe war umsonst«, sagte er auf Russisch und verkaufte drei Krapfen, denn Agop verkaufte auch Krapfen. Am liebsten wollte er überhaupt nur verkaufen und nicht mit Iskren sprechen. Seine kleinen schwarzen Augen schauten lieber auf die Ware. Wie Ameisen durchkletterten sie die Mehlspeisen, dann die Umgebung und nur selten Iskrens Gesicht. Gute, fleißige Augen, die sich lieber um die Familie mühten. Iskren wollte nicht, daß ihn diese Augen nach Hause mitnahmen. Iskren schätzte sie, Iskren verstand sie. Er war

nicht gekommen, um seinem Freund Agop zu schaden, denn so einen guten Menschen findet man selten, meinte Iskren, hörte, wie Agop eine Schaumrolle verkaufte, sah den Kunden verschwinden, versprach dasselbe zu tun, sah, daß Agop sich entspannte, und erst dann bat er ihn um Geld. Eine große Nase hatte Agop, viel Luft ging hinein. Große Lippen hatte Agop, aber nur ein Wort kam heraus. »Wieviel?« 40000 brauchte Iskren, und Agop brauchte noch mehr Luft. »In zwei Monaten gebe ich dir 60 zurück, du weißt, du kannst mir vertrauen«, versprach Iskren. Agop hatte eine große Nase, große Lippen und großes Vertrauen, aber kein großes Geld. Bescheiden lebte er, seine Kinder aßen keinen Kaviar, seine Frau rauchte nicht. Woher sollte er soviel Geld nehmen. »Gib mir soviel du kannst«, sagte Iskren. Ein großer Seufzer kam Iskren entgegen, danach lange nichts, und aus dem Nichts kamen fünf blaue Scheine. »Mehr kann ich dir nicht geben«, sagte Agop. Iskren küßte den Armenier Agop. Iskren dankte dem guten Agop. Für das Bad, für das Bett und das Bare dankte er ihm. 5000 Schilling hatte er gerade bekommen. Hätte Iskren mehr Freunde wie ihn gehabt, wäre er jetzt gerettet. Aber es gab nur einen einzigen Agop in Wien. Untertags verkaufte er Pizza, Getränke und Kebap. Nachts Zigaretten und Kaviar. Viel Glück hatte er Iskren gewünscht und ihm noch einen warmen Börek geschenkt, denn Agop verkaufte auch Börek.

Und wieder war Iskren in Wien unterwegs. Als er aufgewacht war, hatte er 10000 Schilling gehabt. Nun hatte er 15000 in der Tasche, ein warmes Gefühl im Herzen und einen warmen Börek in der Hand. Der Tag war kalt. Das Gefühl kühlte schnell ab, der Börek auch. Iskren biß, kaute, schluckte, schätzte, wo er noch Geld ausborgen konnte, überlegte, was für Freunde er noch hatte, kaute ihre Namen durch, war erbittert, mußte schlucken, fühlte wie Freunde, warme Gefühle

und Börek verschwanden, wurde satt, wurde schlafrig, suchte Wärme, stieg in die U-Bahn, fuhr Richtung Heiligenstadt, sah Menschen ein- und aussteigen, hörte sie reden, schlief ein, sah nichts, hörte nichts, fuhr hin und retour und schlief.

Iskren träumte, daß er in einer goldenen U-Bahn fährt. Er sieht nicht, wohin er fährt, weil die Fenster auch golden sind. Iskren ist allein. Er sitzt auf einem goldenen Sitz. Die U-Bahn macht halt, aber niemand steigt ein. Da beginnt Iskren an dem Sitz zu rütteln, er will ihn ausreißen und mitnehmen. Schweiß rinnt über sein Gesicht, und die Schweißtropfen sind auch golden. Endlich gelingt es ihm, ein Stück vom Sitz abzubrechen. Er nimmt ihn mit und steigt aus. Auf der Station begegnet er einem Polizisten, der nach seinem Paß verlangt. Iskren zeigt das goldene Stück, der Polizist beißt hinein und meint, es sei falsch. Iskren will ihm auch seine goldenen Schweißtropfen zeigen, aber er schwitzt leider nicht mehr. Er bemüht sich, macht Liegestütze, läuft auf der Stelle, tanzt sogar Kasatschok, aber umsonst, es kommt kein Schweißtropfen.

Iskren wachte auf. Er saß in einer U-Bahn, Station Heiligenstadt, und schwitzte. Ein säuerlicher Gestank stieg aus seinem Mund, ein säuerlicher Geruch von seinem Körper. Erbittert war Iskren eingeschlafen, sauer war er aufgewacht. Sauer auf seine Freunde, die ihm nicht helfen wollten, sauer auf sich selbst, weil er soviel Zeit verpennt hatte. Auf die ganze Welt war er sauer, in der so viele Wolfis und so wenig Agops lebten. Wer alles schluckte, fand diese Welt köstlich. Iskren hatte sie satt. Er wollte nicht mehr schlucken. Wien widerte ihn an. Wien war übel. Er wollte woanders sein. Dafür brauchte er einen Paß. Und schon wieder war er beim Geld. Und mit dem Geld schaute es übel aus. Es war einfach alles zum Kotzen. Sollte er sich nicht lieber der Polizei ergeben? Ein Bad und ein Bett würde er bekommen, aber auch blöde

Fragen. Nein, so blöd war Iskren noch nicht geworden. Wer was suchte, sollte es auch selber finden. Die Polizei suchte Iskren, er suchte Geld. Die Polizei wußte nicht, wen sie suchte, denn sie suchte immer noch den italienischen Staatsbürger Vito Berti, wie Iskren noch vor ein paar Wochen geheißen hatte. Iskren dagegen wußte, was er suchte. Also war er der Polizei voraus. Nur, daß die Polizei Zeit hatte und er nicht. Also mußte er schnell sein, schnell. Iskren schaute sich um. Neben ihm saßen zwei junge Burschen. Sie machten sich gerade aus, wo sie Silvester feiern würden. Sie lachten. Sie hielten kleine Glücksbringer in den Händen. Glück sollte ihnen das neue Jahr bringen. Neben ihnen stand eine alte Dame, eine braune Ledertasche in ihren knochigen Händen. Die Tasche konnte Iskren Glück für das neue Jahr bringen. Er musterte sie. Wie Wurzeln hatten sich die Finger der Frau in die Tasche geschlagen. Alte, krumme, trockene Wurzeln waren es. Ein stärkerer Wind, und schon war ihnen der Nährboden entrissen. Wieviel Saft konnte wohl in so einer Tasche sein? Im besten Fall 10000 Schilling, und das nur, falls die Oma die Enkerln besuchen ging. Nein, das war Iskren zu riskant. Solche Omas soll man lieber an ruhigen Vormittagen zu Hause besuchen, um das Gas oder die Elektrik zu kontrollieren. Man soll ein blaues Arbeitergewand tragen. Kaum sehen sie blau, machen sie auf. Sie denken eben oft an den Himmel. In diesen Wohnungen gibt es Fotos, Erinnerungen, Schmuck, Sparbücher und viel Einsamkeit. Es sind Wohnungen, in denen wenig erwartet und viel gelagert wird. Man soll nur nett und geduldig sein. Man soll Gas und Elektrik untersuchen, sich die Fotos anschauen, Erinnerungen hören, die Einsamkeit teilen, einen Kaffee trinken, und während man auf den Kaffee wartet, einen Blick unter die Matratze und in ein paar Fächer werfen. Man findet immer etwas. Es sind ja kleine einsame Wohnungen. Man hat auch Zeit. Es sind ja alte,

langsame Frauen. Danach geht man voll guter Erinnerungen nach Hause. Nein, Iskren hatte keine Zeit, ein blaues Arbeitsgewand zu suchen. Er mußte die 35 Blauen anders besorgen. Er stand auf und ging zur Tür. Rechts von ihm stand ein älterer Türke. Seine Rechte spielte mit seinem braunen Rosenkranz, seine Linke mit seinem silbernen Schnurrbart. Iskren schien es, daß er sich nach jedem Gebet ein Haar aus dem Schnurrbart riß. Mußte ihm wehtun, das Beten. Mußte wehtun. So wie Iskren das Wünschen. »Bete auch für mich, Türke. Bete auch für mich«, wünschte sich Iskren, stieg am Schwedenplatz aus, ging. Der Schnurrbart ging aber nicht aus seinem Kopf. Er kitzelte, er stach. Iskren spielte mit ihm. Iskren würde sich einen Schnurrbart wachsen lassen und ihn Haar für Haar ausreißen und ihn jedem Gott geben, der ihm dafür 35 000 anbieten konnte. Menschen würden für so etwas kein Geld bezahlen. Iskren dachte an alle seine Bekannten, die einen Schnurrbart trugen. Wer hatte eigentlich den größten? Ismail? Machmud? Nein, Massud hatte ihn. Massud hatte keinen Schnurrbart, er hatte ein Nest, unter dem sich seine Lippen wie neugeborene Schwalben versteckten. Nur dieses Nest hatte er aus dem Iran mitgebracht. Niemals trennte er sich von ihm. Als ob es ihm das Nest der Heimat ersetzen könnte. Es war ein viel, viel wertvollerer Schnurrbart, als daß er nur zwei Lippen versteckte. Unter ihm versteckte Massud die Heimat. Massud glaubte auch an Gott, zumindest sagte er das, weil er ihn oft brauchte. Massud war ein Spieler. Er hätte Iskren Geld geborgt, aber leider war er seit einiger Zeit in Deutschland. Massud hatte Iskren zuletzt von einer Zahlenkombination erzählt, die bei den Lottoautomaten tadellos funktionieren sollte. Massud hatte auch in den meisten Casinos Spielverbot bekommen, und deshalb war er jetzt wohl in Deutschland. Also mußte es an dieser Kombination liegen. Iskren versuchte, sich an die Zahlen zu erinnern. Er erinnerte

sich an eine Graphik. Die Zahlen bildeten einen Schnurrbart. Iskren freute sich. Massud wird ihn retten. Ein Schnurrbart wird ihn retten. Der Türke war kein Zufall. Gott hatte ihn geschickt. Was machte er noch am Schwedenplatz? Iskren brauchte nur spielen zu gehen. Es war 11 Uhr 30. Die meisten Spielautomaten befanden sich im Prater. Iskren stürzte zur U1. 11 Uhr 45 stand er vor dem Riesenrad. Der Platz war leer. Nur auf einer Bank schlief ein kleiner Mann mit einem Langos in der Hand. Iskren interessierten Menschen nicht, Iskren schaute auf Schilder. Und da waren sie. Casino Hommerson, Casino Casablanca, Casino Admiral. Welches sollte er wählen? Natürlich Casino Casablanca. Casablanca klang klassisch. Spiel's noch mal, Sam! Wenn man schon spielt, soll man im Casablanca spielen. So dachte Iskren, als er das Casino betrat. Heiter war er, selbstsicher war er, wieder der alte Iskren war er. »Heißt du Sam?« fragte er gleich einen vom Personal.

»Leider nicht«, antwortete der.

»Macht nichts. Bring mir jetzt bitte einen Kaffee und danach noch einen«, bestellte er.

»Verzeihen Sie, nur eine Frage zwecks optimaler Bedienung. Wann ist für Sie danach? Wenn die Tasche oder wenn die Tasse leer ist?«

Iskren lachte. Iskren schaute dem Mann in die blauen Augen und dachte an die blauen Scheine, die er brauchte. Auch einen hellen Schnurrbart hatte der Mann, hell und gepflegt. »Du gefällst mir«, sagte er, gab dem Mann 50 Schilling Trinkgeld und suchte die Lottoautomaten. Er fand sie schnell. »Du mußt zuerst den Automaten füttern und Geduld haben. Erst dann läßt er dich gewinnen. Werde nicht nervös und bleibe immer bei denselben Zahlen. Er verspeist zuerst 5000 Schilling, dann gibt er dir aber 20 000«, hörte Iskren Massuds Worte. Er steckte 5000 hinein, tippte die Zahlen so, daß sie einen Schnurrbart

bildeten und begann das Spiel. Iskren hatte Geduld, trank Kaffee, sah, wie er ab und zu Kleinigkeiten gewann, dann wieder verlor, sah, wie die Summe schmolz, wurde nicht nervös, verlor die 5000, begann zu zweifeln, ob der Schnurrbart die richtige Form hatte, ob er nicht zu hoch plaziert war, steckte noch 5000 hinein, malte mit den Zahlen einen anderen Schnurrbart, spielte, war geduldig, machte einen Schluck von der zweiten Tasse, wurde nicht nervös, gewann 5000, wurde froh, gab dem Blauäugigen Trinkgeld, spielte weiter, ließ sich Zigaretten bringen, rauchte, blieb geduldig, als auch diese Summe verspielt war, steckte ruhig auch die letzten 5000 hinein, hörte nochmals Massuds Worte, dachte, daß er im schlimmsten Fall zumindest 20 000 gewinnen sollte, korrigierte nochmals den Schnurrbart, gewann, hatte wieder 15 000 wie am Anfang, war aber noch glücklicher als am Anfang, hörte nicht auf den Blauäugigen, der ihm riet, nach Hause zu gehen, schickte ihn statt dessen noch einen Kaffee holen, lachte, lachte viel, denn jetzt war er glücklicher als am Anfang, spielte, spielte weiter, denn er brauchte weiterhin soviel Geld wie am Anfang, und verlor, und verlor, und verlor, und war nicht mehr geduldig, und wurde nervös, und begann auf den Automaten zu schlagen. Die Reihen der Zahlen auf dem Bildschirm bildeten einen Schnurrbart. Iskren wollte ihn Haar für Haar ausreißen. Iskren schlug auf den Bildschirm. »Hören Sie lieber auf. Das bringt nichts. Aber ich kann Ihnen gleich einen Weinbrand bringen«, sagte ein heller Schnurrbart neben ihm. Sollte Iskren auch auf diesen Schnurrbart einschlagen, auf diese blaue Augen, die ihn an die verlorenen Scheine erinnerten, auf diesen Menschen, der nicht Sam hieß? Nein, Iskren schlug nicht ins Helle, schlug nicht ins Blaue, schlug nicht ins Ungewisse.

»Ich hätte mir besser ein blaues Arbeitsgewand zugelegt. Wäre wohl sicherer gewesen«, sagte er.

»Sicher ist, daß Sie diesen Weinbrand bekommen können«, sagte der Mann. Iskren ließ seinen gleichgültigen Blick durch den Raum schweben.

Nichts gab es hier. Kein Geld, keinen Sam, nur blaue Augen, einen hellen Schnurrbart und ein Glas Weinbrand. Iskren griff nach dem Weinbrand.

»Scheißautomaten«, sagte er, trank und präzisierte anschließend. »Sie sind so programmiert, daß man verliert. Gewinnen kann nur der, dem sie gehören.«

»So ist es.«

»Aber der Mensch glaubt an seine winzigen Chancen und kommt hierher, um die fetten Ärsche der Besitzer zu füttern, und ich Trottel, obwohl ich es weiß, komme auch.«

»Aus dem Glauben der Menschen läßt sich am besten Geld machen. Aus dem Glauben, nicht aus dem Wissen.«

»Wem sagst du das!«

»Ich hoffe einem, der es wissen sollte.« Die Stimme klimperte, der Schnurrbart glänzte wie eine zweite vergoldete Lippe. Alles, was darunter hervorkam, schien lange geschmiedet und teuer zu sein.

»Du gefällst mir. Wie heißt du?«

»Lukas.«

»Lukas, du bist ein gescheiter Mensch. Was machst du hier in dieser Bude?«

»Sie überschätzen mich. Ich bin ein einfacher Mensch mit einfachen Wünschen. Ich bin hier zufrieden.«

»Lukas, ich nehme an, du bist ein Ausländer. Hast du deine Heimat verlassen, um an diesem dunklen Ort zu landen?«

»Sie sind vermutlich auch ein Ausländer, und sie sind auch hierher gekommen. Der Unterschied ist, daß ich hier mein Geld verdiene, Sie Ihres verlieren.«

»Das hast du gut gesagt, sehr gut. Du bist Pole, nicht wahr?«

»Und ich rede wahrscheinlich mit einem Bulgaren? Bei Ihnen hört man aber kaum den Akzent. Ich beneide Sie. Eine wunderbare Aussprache haben Sie. Wunderbar.«

»Nicht schlecht, Lukas, nicht schlecht. Meine Herkunft erraten nur wenige. Und du willst mir erzählen, daß du dich nach diesem Job ein Leben lang gesehnt hast«, sagte Iskren und versuchte, das Blaue zu durchdringen. Sein Blick hielt aber nicht lange und wurde auf den Schnurrbart wie auf ein sandiges Ufer gespült.

»Wie ich schon sagte, ich bin ein einfacher Mensch. Ich bin vor zehn Jahren aus Polen hierher gekommen, weil ich mir einen guten Fernseher, eine gute Stereoanlage, ein gutes Auto kaufen und ein großes Haus in Polen bauen wollte. Das war alles.«

»Und jetzt?«

»Jetzt brauche ich weder Fernseher noch Auto noch Haus.«

»Lukas, du bist ein glücklicher Mensch! Dir fehlt nichts, du brauchst nichts. Aber ich, Lukas, ich brauche vieles. Und ich bin unglücklich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie unglücklich ich bin. Eigentlich bin ich verloren«, sagte Iskren und verlangte noch einen Weinbrand. Lukas ging und brachte ihn. Iskren nahm und trank ihn. Das Glas war leer, die Kehle brannte. Alles schien leer, alles verbrannte.

»Wäre ich nicht so verloren, hätte ich dir sofort angeboten, für mich zu arbeiten«, sagte er.

»Sie wären aber dann wahrscheinlich nicht hierher gekommen.«

»Das stimmt.«

»Sie können mir kein Angebot machen, also mache ich Ihnen eines. Ich kenne jemanden, der Ihnen helfen könnte.«

»Hat er einen Schnurrbart?«

»Nein.«

»Das ist gut. Und was verlangt er?«

»Blumen.«

»Ein Florist also!«

»Nein, ein Engel.«

»Gut, und weiter?«

»Er heißt Miro.«

»Miro? ...« Der Name vermischt sich mit den Alkoholdämpfen in seinem Kopf. »Ich kannte mal einen Miro. Hat alles Mögliche geschmuggelt. Waren, Autos, Menschen. War ganz groß im Geschäft. Hab' aber schon seit Jahren nichts mehr von ihm gehört und, Gott sei Dank, nie seine Hilfe gebraucht. Und noch einen Miro kenne ich hier in Wien. Einen Moldawier. Ein U-Boot-Mechaniker von Beruf. Hier arbeitet er auf den Donauschiffen. Meinst du ihn?«

»Nein, er ist auf keinem Schiff zu finden.«

»Und wo findet man ihn?«

»Auf dem Zentralfriedhof.«

»Ist er ein Wächter oder ein Totengräber?«

»Sein Grab ist dort.« Die Worte waren ganz klar, die blaue Farbe ganz dicht und ganz nahe. Lukas war nahe. War er aber dicht?

»Lukas, du linkst mich. Aber du machst es gut. Das gefällt mir.«

»Miro wird Ihnen noch besser gefallen, denn er wird Ihnen helfen. Er gefällt allen, die ein Wunder brauchen.«

»Hat er dir schon geholfen?«

»Ich hab' noch kein Wunder gebraucht.«

»Lukas, du machst mich fertig und hast Riesenspaß daran.«

»Ich hab' Ihnen nur etwas angeboten. Glauben Sie, Sie können dabei etwas verlieren?« Es folgte eine Pause und noch ein Weinbrand. Iskren überlegte.

»Du hast recht. Ich hab' nichts zu verlieren«, sagte er entschlossen. »Was für ein Landsmann ist dieser Miro eigentlich gewesen?«

»Ein Serbe, glaube ich.«

»Ich gehe also zu einem toten Serben.«

»Zu einem Engel. Engel haben keine Nationalität.«

»Na gut, ich probiere es. Ich hab' schon oft Geschäfte mit Serben gemacht. Schauen wir, ob's auch funktioniert, wenn sie tot sind. Kannst du mir bitte aufzeichnen, wo er liegt!«

Lukas holte ein Blatt Papier aus der Innentasche seines roten Sakkos. Endlich sah Iskren auch andere Farben. Ein weißes Hemd sah er, schwarze Hosen sah er, eine schwarze Masche sah er, einen silbernen Ring sah er, endlich sah er.

»Danke, Lukas«, sagte er und steckte das Blatt in seine Hosentasche. »Soll ich Miro schöne Grüße von dir schicken?« fragte er und hatte Spaß.

»Wie Sie wollen.«

»Ich sag' dir Bescheid, wenn's klappt. Ich schätze, es wird ein paar Tage dauern, aber keine Sorge, ich werde dich auf dem laufenden halten. Mach's gut, Lukas«, sagte er und ging hinaus und hatte weiter Spaß. Zum ersten Mal an diesem Tag hatte Iskren wirklich Spaß. Der Platz vor dem Riesenrad war leer. Nur auf einer Bank schlief ein kleiner Mann in grüner Tracht mit einem Langos in der Hand. »Diesem Marsmenschen nehme ich das Essen weg. So ist es eben auf der Erde«, sagte sich Iskren, nahm das Langos und hatte Spaß dabei. Das Langos war kalt, aber Iskren bekam wirklich Lust zu essen. Er ging, er aß. Der Wind war kalt, aber die Sonne schien und Iskren bekam wirklich Lust, mit einem kalten Serben zu sprechen. Er ging. Er wußte wohin und lächelte. Alles um ihn war kalt und lächelte.

In der Straßenbahn war es warm, aber niemand lächelte. Die Straßenbahn fuhr zum Friedhof. Die Türen öffneten sich, viel Trauer stieg aus, und ein Lächeln. Iskren stieg aus, mit einem weißen Zettel in der Hand. Die Trauer flattert, zerstreut sich, weiß, wohin sie geht. Iskren schaut den Zettel an. Darauf

ist ein Weg gezeichnet, der Weg zu Miro. Iskren geht diesen Weg. Der Boden ist kalt und hart, die Lacken vereist. Die Füße frieren, die Sohlen klopfen, die Sonne spiegelt sich und rutscht ab und zu ins Auge. Der Weg biegt sich und führt zu Miro. Bald soll das Grab auftauchen. Iskren bleibt stehen. Er sieht einen Mann vor dem Grab, er hört ihn reden. Der Mann sieht Iskren nicht. Er redet mit Miro. Iskren traut seinen Augen nicht und schließt sie. Der Mann redet weiter.



#### IV. *svetjo*

»Wenn's ein Bub ist, werden wir ihn Svetlin nennen. Wenn's ein Mädchen ist, kannst du sie nennen, wie du willst«, sagte Jordan, ohne sich umzudrehen. Er fuhr schnell und schaute lieber auf die Straße. Er sprach lieber mit Straßen. Er kannte sie gut. Er war Unteroffizier der Volksmiliz. Auf dem Rücksitz saß seine Frau Marina. Ein schwerer Atem saß auf dem Rück-  
sitz. Jordan hörte ihn und fuhr schneller. Er fuhr zur Entbindungsanstalt. Die Juninacht drückte sich an die Fensterscheiben, drang in das Auto und schmuggelte noch den Geruch von Erde hinein. Vor Jordan ein helles Stück Straße, in seiner Frau ein neues Stück Leben und sonst nur Dunkelheit, Dunkelheit. »Wir werden ihn Svetlin nennen, nach meinem Vater, dem Partisanen«, wiederholte er.

»Wir wollten ihn doch nach meinem Vater nennen. Unsere Tochter trägt schon den Namen deiner Mutter«, stöhnte Marina.

»Er wird Svetlin heißen, wie der Partisan«, sagte Jordan dem hellen Stück Straße vor sich. Wem sonst? Hinter ihm war ja nur Atem, nur Luft war hinter ihm.

»Der Partisan«, dachte Marina. »Eine Nacht hat er im Mais geschlafen, und schon war er ein Partisan.«

»Kannst du das Fenster aufmachen«, sagte sie.

Die Luft zog ins Auto, frisch und ungeduldig. Marinas Verbündete war sie. Ferne Kunde vom Tau, von Grillen, von Fröschen und Sternen überbrachte sie ihr. Viel leichter fühlte sich Marina. Sie war nicht mehr allein. Sie sah die Autodecke an und ahnte den Mond darüber. Sie hörte das Pfeifen eines Zuges und ahnte die Weite. Sie sah den angespannten Nacken

ihres Mannes und ahnte die Enge und ahnte den Schweiß auf seiner Stirn. Marina roch die Felder neben der Straße, roch die Eisenbahn und ganz leicht roch sie auch schon die Stadt. Marina ahnte nichts mehr, sie roch die Welt, auf die ihr Kind kommen sollte. Jordan schaute vor sich, das helle Stück wurde größer, länger, breiter, die Stadt war da. Jordan schaltete die Sirene ein, denn er war mit seinem Streifenwagen unterwegs. Alle Autos fuhren an den Rand und blieben stehen. So sollte es auch sein! Wer traute sich, vor einem Milizwagen zu fahren oder seinen Weg zu queren? Ein Straßenhund traute sich. Jordan hatte keine Zeit auszuweichen und überfuhr ihn.

»Was war das?« fragte Marina.

»Nichts«, sagte er verärgert und fuhr schneller. Die Autos bogen weiter zur Seite und blieben wie brave Hunde am Straßenrand stehen. So liebte es Jordan. Aber dieser tote Hund verdarb ihm die Stimmung. Ein Bub würde sie ihm gleich wieder verbessern. Ein Svetlin. Er sah schon das Krankenhaus, aber kurz vor der Einfahrt wurde er von einem anderen Auto überholt. Beide Autos erreichten gleichzeitig den Eingang. Jordan sprang heraus, stürzte sich gleich auf den Fahrer, beschimpfte ihn. Wie er hieße, wollte er wissen, seine Papiere wollte er, an seiner Krawatte zog er, die Handschellen zeigte er. Der Mann aber fragte nach seinem Namen und meinte, der Genosse Milizionär wäre sehr, sehr unhöflich und wahrscheinlich auch sehr, sehr dumm, wenn er ihn nicht kannte. Solche Hunde wie ihn würde er nicht kennen, er würde sie zerquetschen, er würde sie dorthin stecken, wo sie hingehörten, meinte Jordan laut. Sehr schade wäre das, sehr schade, daß der Genosse Milizionär politisch so ignorant wäre, stellte der Mann fest. Denn er hieße Mladenov und wäre Vorsitzender des Kreisstaatskomitees der Partei, erwähnte Genosse Mladenov und zeigte lebhaftes Interesse, den Namen des Sergeanten zu erfahren. Er hätte keine Angst vor solchen